

II. 14.

Liesel Duffner

Ettenheim-Altdorf

Als Flakhelferin erfroren ihr in Nürnberg die Füße

Im Sommer 1944 muss sie von **Altdorf bei Ettenheim** aus zum Schanzen am Rheinwald, fast alle zweifeln am Sinn dieser Arbeit, da fast alle Radio Beromünster hören. Vater war Nazigegner, nannte Hitler einen Verbrecher. "Wir Jungen konnten das nicht begreifen." Dann Einberufungsbefehl nach **Nürnberg-Zirndorf** als Luftwaffenhelferin. Ihr Vater versucht vergeblich auf dem Arbeitsamt **Lahr**, sie für die Landwirtschaft zu befreien: Drei Brüder und zwei Schwager sind schon Soldat. Frau im Amt lehnt ab, Abreise am 7.10.44. In **Nürnberg** Flakbatterie zugeteilt, zur Ausbildung in ein Lager in **Tegernheim bei Regensburg**. Nach ein paar Wochen wieder zurück nach **Nürnberg**. Einsatz mit elf Mädchen und einem Unteroffizier. Scheinwerfer, die die anfliegenden Bomber markieren sollten. Wacheschieben in der Nacht. Ihr Freund Leo ist Soldat, vorderste Front, **Frankreich, Russland bis Stalingrad, Rückzug, wieder Frankreich**. Planen Kriegstrauung. Da wird Leo mit Splitter ins Lazarett nach **Tauberbischofsheim** eingeliefert. Sie nimmt Urlaub, fährt hin in überfüllten Zügen. Übernachtet bei einer Schwester. Abends Rückfahrt, doch Zug ist schon weg. Doch ein Lokomotivführer fährt sie mit der Lok nach **Lauda**, wenn sie Kohle schippt. In **Lauda** bekommt sie Anschluss - mit schwarzem Gesicht. In **Nürnberg** wieder Wache, erfrorene Füße. Lazarett im zerstörten **Nürnberg**. Auf dem Rückweg in Fliegerangriff geraten. In ihrer Stellung holt sie Leo ab: mit allen Papieren. Sie laufen bis **Fürth**, dann mit dem Zug, zu Fuß, mit LKW weiter - durchs gerade zerstörte **Pforzheim**. Mit LKW nach **Rastatt**, dort Tieffliegerangriff. Bordwaffen, ein Soldat tödlich getroffen. Dann Ankunft in **Altdorf**. Am 28.2.45 Hochzeit, ihre Schwester hat viel vorbereitet. Hochzeitsurlaub in der **Schmieheimer** Wohnung ihrer Schwester, Am nächsten Tag Tiefflieger und dann die jüngere Schwester mit der Nachricht, dass ihr Mann seit drei Wochen vermisst ist. Sie erwartet ihr zweites Kind. Sie wird krank: Stimmbänderlähmung, die Wunden an den erfrorenen Füßen brechen wieder auf. Sie wird zweimal dienstunfähig geschrieben. An den Ortseingängen werden Panzersperren errichtet. Tiefflieger beschießen sie, da wird "ganz so illegal beschlossen", sie wieder wegzuräumen. Das geschieht in der Nacht. Franzosen nähern sich, Familie im Eiskeller einer Brauerei. Deutsche Soldaten setzen sich nach Südosten ab, nehmen Panzerfäuste mit, als auf der Landstraße (B 3) schon die Panzer einbiegen. Dann die Franzosen. Ein junger Pfarrer aus **St. Märgen**, der gut Französisch spricht, verhandelt mit den Franzosen und hilft auch später den Altdorfern viel. Vater muss nachts Wache auf dem Rathaus halten. Familie versteckt Sau in der Badewanne, Franzosen im Zimmer daneben merken nichts. Plünderungen ja, aber keine Vergewaltigungen in **Altdorf**, in **Ettenheim** dagegen drei Fälle, doch die Soldaten werden von ihren Vorgesetzten schwer bestraft. Dann kommen die Wehen bei der Schwester - in der Nacht: Sperrstunde. Beide marschieren nach **Ettenheim** zum Krankenhaus. Soldaten an der Sperre machen sofort den Weg frei, als sie den Grund entdecken. Kolonnen deutscher Soldaten, immer 200 bis 300, ziehen vorbei in die Gefangenschaft. Brot und etwas zu trinken, Bewacher schießen in die Luft. Dann Nachricht von den älteren Brüdern, beide in Gefangenschaft, der jüngere bleibt vermisst seit Kampf am Plattensee. Er war 17 Jahre und 3 Monate alt. Leo muss nach dem Hochzeitsurlaub nach **Friedrichshafen**. Dann bringt ein Altdorfer, der in **Offenburg** bei der Bahn schafft, einen Zettel von Leo, dass er in einem Güterzug nach Frankreich gebracht werde. Er bleibt bis November 1947 in Gefangenschaft **westlich von Paris**, spielt Theater, schreibt Gedichte, hilft dem Pfarrer, schreibt 150 Briefe, die noch erhalten sind. Sie schreibt auf "amtlichen" Briefen zurück, die ein Cousin druckt, und kann so schreiben, wie viel sie will. Leo wird Lehrer und Schulleiter, erteilt 34 Jahre Religionsunterricht und meint: „Der Glaube ist wie ein Seil, an dem Du Dich festhalten kannst“. Er wird später wegen seiner Verdienste für die deutsch-französische Freundschaft ausgezeichnet. Drei wohlgeratene Söhne und ein kleines Haus.



Liesel und Leo Duffner bei ihrer Kriegstraung.

Foto: Privat, Reproduktion: BZ

Ich wohnte schon immer in Altdorf, das Dorf bei Ettenheim. 1944 hatte unser Dorf ca. 1400 Einwohner. Ich arbeitete in keinem Rüstungsbetrieb, deshalb bekam ich ab Sommer 1944 die Auflage, drei Mal in der Woche zum Schanzen zu gehen. Die Schaufel musste jeder mitbringen. Es war keine allzu schwere Arbeit und unterhaltend war es mit dazu. Am Morgen bekam man in kleinen Kolonnen die Arbeit zugewiesen, wir mussten in Richtung Rheinwald Gräben d.h. Schützengräben ausheben. Manchmal mussten wir auch mit Pickel arbeiten, wenn der Boden hart und steinig war. Manche Teilstücke mussten wir auch mit "Faschinen" befestigen, mit Weiden oder Reisig, damit die Gräben mit lockerem Boden nicht zusammenfallen.

Als Verpflegungszusatz bekam jeder Sonderessmarken: pro Tag 50 gr. Wurst! Das Arbeiten war nicht schlimm, aber der Gedanke: Warum müssen wir hier Schützengräben bauen, wenn im Radio immer noch

der Endsieg proklamiert wird. Unter uns - es waren in der Hauptsache Männer dabei, die zu alt waren um eingezogen zu werden - konnte man sich ehrlich unterhalten, dass wir selbst an keinen Sieg mehr glaubten, es hörten ja fast alle den "Feindsender Beromünster".

Ein paar Aufpasser waren dabei, aber die kannten wir, und die wollten uns noch immer vom Sieg überzeugen. Mein Vater war schon immer ein Nazigegner. Er hatte schon früh das Buch von Hitler „Mein Kampf“ gelesen und meinte immer, dass er ein großer Verbrecher sei und keinen Krieg scheue. Wir Jungen konnten das nicht begreifen.

Da flatterte Ende September der Stellungsbefehl für mich ins Haus: Meldung auf 7. Oktober nach Nürnberg-Zirndorf zur Luftwaffe. Das war für uns alle ganz furchtbar. Meine drei Brüder waren im Krieg und meine beiden Schwager auch. Die Einberufung kam vom Arbeitsamt Lahr. Mein Vater fuhr am andern Tag mit mir auf dem Fahrrad nach Lahr, um zu erreichen, dass ich frei werde, denn wir hatten daheim noch Landwirtschaft. Am Abend und manchmal schon in der Früh mussten wir auf dem Feld helfen. Die Landwirtschaft war ja auch kriegswichtig, Weizen und Kartoffel mussten ja auch abgeliefert werden.

So meldeten wir uns auf dem Arbeitsamt bei der zuständigen Stelle. Wir landeten bei einer Frau Riegeler, das weiß ich noch, die Frau ist mir so in Erinnerung geblieben...Ein richtiges „Mannweib“, wie mein Vater sagte. Sie erklärte uns groß und breit, wie wichtig es sei, alles für den „Endsieg“ zu mobilisieren. Mein Vater erklärte ihr, dass alle Söhne und zwei Schwiegersöhne im Krieg eingesetzt seien. Die Antwort war: „Da müssen Sie stolz sein, dass Sie auch noch eine Tochter dem Führer zur Verfügung stellen dürfen!“ Aber ganz schnell kam von meinem Vater: "So stolz will ich gar nicht sein".

Auf jeden Fall hatten wir keinerlei Chance, den Einberufungsbescheid rückgängig zu machen. Und da sagte sie noch: „Aber zum Schanzen müssen Sie gehen bis zur Einberufung!“ Einen Tag ging ich noch, da hatten uns Tiefflieger entdeckt und beschossen uns. Ganz überraschend kam dieser Angriff, es passierte uns aber nichts.

So kam der 7. Oktober und ich nahm Abschied von daheim. Altdorf liegt etwa 10 km vom Rhein entfernt: Die Westfront war schon ins Wanken gekommen. Es war ein sehr schwerer Abschied von Eltern und Geschwistern ins Ungewisse ab Bahnhof Orschweier bei Nacht. Meine Mutter hatte mir noch „Apfelküchle“ gebacken, weil ich die so gerne aß, und etwas Brot und Speck eingepackt, dass ich doch unterwegs etwas hatte. Man wusste ja nicht wie lange es geht, die Züge liefen ja nirgends mehr normal.

In Nürnberg-Zirndorf wurde ich mit anderen Mädels einer Flakbatterie zugeteilt, je nach Beruf und Ausbildung - und nach zwei Tagen ging es wieder in den Zug, keiner sagte, wohin wir kommen. Bei Nacht landeten wir mit dem Zug in Regensburg. Endlich wussten wir, wo wir sind. Mit unserm Gepäck - wir hatten in Nürnberg schon Männeruniformen der Luftwaffe bekommen - wurden wir auf Lastwagen verladen, wir waren etwa 80 Mädels. So landeten wir ca. 20 km südlich von Regensburg in Tegernheim,

und dort bezogen wir armselige Baracken. Am andern Morgen konnten wir feststellen, dass wir in einem Dorf gelandet sind – darüber waren wir wegen der Fliegerangriffe froh.

Schon am andern Tag wurden wir zur Ausbildung eingeteilt. Ich kam zu den Scheinwerfern ans Gerät. Es war technisch sehr interessant. Die Ausbilder waren Männer, die eine Verwundung hinter sich hatten oder schon älter, aber gut ausgebildet waren. Der Unterricht theoretisch und praktisch am Scheinwerfergerät war streng eingeteilt. Wir mussten viel lernen, denn wir sollten ja in kürzester Zeit für den Einsatz ausgebildet werden. Mir war die ganze Zeit gar nicht wohl zu Mute, denn das wussten wir, dass unsere Scheinwerfer in einer Flakbatterie (Flugabwehrkanone) zum Abschuss feindlicher Flieger eingesetzt werden. Und dieser Einsatz konnte ja nur bei Nacht sein, am Tag braucht man ja keine Scheinwerfer.

Die Ausbildung war gründlich, das Essen reichte um zu überleben. Einen Fliegerangriff auf das Dorf gab es dann doch noch: Zehn Tote, es war am Tag, wir kamen nicht zum Einsatz, aber eine unserer Baracken brannte ab, und da verlor ich auch Kostbares von meinen privaten Sachen. Einen Löffel fand ich noch am andern Tag in der Aschenglut, den hab' ich heute noch. Das war am 19. November 1944.

Ein paar Tage später hieß es dann, wir seien nun so weit fertig zum Einsatz. Wieder ging alles bei Nacht, wir wussten nicht wohin und landeten dann in Nürnberg-Nord. Das war dann unser Einsatzort. Zwölf Mädchen, eine Baracke und ein älterer Unteroffizier, aber der war gut zu uns, der hatte seine Baracke extra. Die Einrichtung war vorher von Soldaten genutzt worden. Es war alles da: Scheinwerfer 200cm (Spiegelbreite), Horchgeräte, Fernsprechstellen, Funkgeräte - und alle hatten Angst, denn Nürnberg hatte schon große Angriffe hinter sich.

Und auch wir mussten nicht lange warten. Schon beim Überfliegen über die deutsche Grenze wurden die Bombergeschwader gemeldet - immer mit Verschlüsselung, die uns aber bekannt war, und man wusste schon der Richtung nach, wohin sie fliegen. Es waren Formationen von 200, 300, 400 Flugzeugen. Im Horchgerät hörte man das unheimlich gleich bleibende Brummen. Oh je, wir saßen an den Scheinwerfern, wenn sie näher kamen. Auf das Kommando „Licht auf“ leuchteten die Scheinwerfer in einem Ring von der Stadt in den Nachtbimmel, gleichsam als Ziel für die feindlichen Flieger.

Das Gerät stand nur in einem Splitterschutzgraben, also einer Vertiefung im Freien. Wenn dann ringsum die Bomben nieder gingen, da dachte jede: „Hoffentlich trifft's mich nicht!“, und wir schämten uns nicht zu beten. Und es beteten viele, die das vorher nicht mehr kannten. Da brannte es ringsum, und es krachte immer wieder in unmittelbarer Nähe. So ein Angriff dauerte 10 bis 15 Minuten, aber wir hielten es für eine Stunde. Einmal war der Schnee, der über Nürnberg lag, am Morgen nach dem Bombenangriff schwarz von Ruß. Der Winter 1944/45 in Nürnberg war sehr kalt, der kalte Sturm kam vorn Böhmerwald her.

In der ersten Woche in Nürnberg hatten ein paar von uns frei, um Fotos für den Ausweis in Uniform machen zu lassen. Als wir sie drei Tage später abholen wollten, standen an dieser Straßenzeile nur noch Ruinen. Das Fotogeschäft hieß „Kein“.

Schlimm für uns Mädchen war auch das Wachestehen, immer zwei Stunden am Stück. Auch nachts. Nachts war es manchmal recht unheimlich. Da hatten wir einen Revolver um. Geschossen haben wir nie, aber Übungen mussten wir mitmachen. Manche Mädchen wollten und konnten auch nicht vor Angst in der Nacht alleine auf Wache gehen, dann mussten zwei gehen. Umso schneller kamen wir wieder dran - und das bei Kälte und Sturm.

Ich war immer froh, wenn der Himmel mit Wolken verhangen war, denn in klaren Nächten kamen die feindlichen Flieger mit ihren tödlichen Lasten. Wenn ich auf Wache war, warm angezogen, hatte ich keine Angst, alleine die vorgeschriebene Route zu gehen. Man konnte auch stehen bleiben, da schaute ich gerne, wenn alles still war, zum Sternenhimmel und dachte immer, diese Sterne leuchten auch bei uns daheim. Für mich war damals Nürnberg von daheim weiter entfernt als heute Amerika!

Ich hatte auch einen treuen Freund, dem ich fast jeden Tag an die Front schrieb. Wir wollten heiraten, wenn der Krieg zu Ende ist. Als ich eingezogen wurde, beschlossen wir zu heiraten – das geschah natürlich alles brieflich: Er war als Soldat und zwar immer in vorderster Linie an der Front, in Frankreich, Russland im Südabschnitt bis Stalingrad, dann der Rückzug, dann wieder in Frankreich. Verheiratete Mädchen wurden nicht eingezogen, aber ich war nicht befreit, weil ich eben noch ledig war. Also beschlossen wir, so schnell wie möglich die Heiratspapiere bei der zuständigen Dienststelle zu besorgen. Wir waren der Meinung, dass ich nach der Hochzeit wieder entlassen werde. In der Zwischenzeit aber hatte sich das Gesetz geändert.

Es war gegen Ende Januar. Da bekam ich von daheim die Nachricht - die Post ging immer sehr schleppend -, dass Leo wegen einer Verletzung ins Lazarett in Tauberbischofsheim eingeliefert werden musste. Von Leo selbst hatte ich schon seit Tagen keinerlei Nachricht. Er selbst schrieb auch fast jeden Tag, nur kam die Post nicht immer an. Ich ging mit dieser brieflichen Nachricht auf die Batteriebefehlsstelle - in der Zwischenzeit lagen dort meine Heiratspapiere nebst Nachweis der arischen Abstammung - und beantragte drei Tage Urlaub zur Fahrt nach Tauberbischofsheim.

Die Züge fuhren nicht nach Fahrplan. Wenn man Glück hatte, konnte man noch einen Platz erkämpfen. Ich hatte ja eine Luftwaffenuniform an wie die Männer, mich zogen zwei Soldaten an den Händen hinauf durchs Fenster in den übervollen Zug, das war in Fürth, weiter ging es bis Lauda und dann mit einem kleineren Bähnle nach Tauberbischofsheim. Es war 1/2 1 Uhr in der Nacht, als der Zug ankam. Es lag eine Ruhe über dem Bahnhof und alles war tief verschneit. Die Leute, die ausgestiegen waren, hatten sich schnell verzogen, die waren sicher im Ort daheim - es war grimmig kalt und sternenklar. Wo sollte ich mitten in der Nacht mich aufhalten? Einen Wartesaal gab es nicht.

Ich ging eine kurze Wegstrecke, da entdeckte ich in einem größeren Gebäude an zwei Fenstern einen fahlen Lichtschimmer. Es musste ja alles verdunkelt werden wegen der feindlichen Flieger. An dem Gebäude war ein beleuchteter Klingelknopf, ich klingelte, und ich hörte auch sofort stille Schritte. „Gott sei Dank“, da ist jemand. Es öffnete mir eine Schwester - eine Nonne - und fragte im freundlichen Ton: „Ist was passiert?“

Ich erzählte ihr in Kürze mein Anliegen, ob ich die Nacht durch im Hause bleiben dürfe. In dem nur spärlich beleuchteten langen Flur war es schön warm. Sie sagte gleich, dass ich im Arztzimmer auf einer Liege übernachten dürfe, nur muss es ab 7 Uhr in der Früh wieder geräumt sein. Sie führte mich in das Zimmer, es war warm, und sie brachte mir ein großes Butterbrot und heiße Milch. In ihrer weißen Kleidung kam sie mir vor wie ein Engel, ich hatte den ganzen Tag noch nichts gegessen. Die Schwester sagte mir auch, dass ein Lazarett für Soldaten im früheren Priesterseminar eingerichtet wurde und dass sie mir eine Schwester mitschickt, damit ich meinen Leo auch finde!

Das Arztzimmer musste ja um 7 Uhr frei sein. Ich bekam noch ein feines Frühstück, und es war noch dunkel, als wir beim besagten Lazarett ankamen. An der Pforte meldete ich, dass ich einen Oberwachtmeister Leo Duffner suche, der verwundet oder krank ist. Das war dann gar nicht so problemlos ...

„Ein Duffner ist vor zwei Tagen gestorben“ - o Schreck! Aber es war nicht mein Duffner! Ich wurde dann in einen großen Raum geführt, da lagen mindestens 40 Männer in den Betten. Zwei Schwestern betätigten sich mit Fiebermessen und Aufschreiben. Von weitem sah ich die Tafel am Bett „Leo Duffner“. Der hatte ja keine Ahnung, das ich ihn besuchen werde. Die Überraschung war natürlich groß. Ich wartete draußen in der Anmeldung, und Leo regelte mit seinem Arzt, dass er bis zum frühen Abend Ausgang hat.

Wir hatten natürlich viel zu erzählen und auch zu besprechen, ob in dieser unsicheren Situation noch eine Hochzeit und eine Heimfahrt nach Ettenheim-Altendorf möglich ist und das alles noch genehmigt wird. Am Bahnhof bekamen wir die Auskunft, dass mein Zug zurück um 18 Uhr fährt. Als wir zu dieser Zeit hinkamen, stand da aber kein Zug mehr, nur die Bähnlelokomotive. Sie erklärten uns am Bahnhof, dass der Zug ausnahmsweise zwei Stunden früher gefahren sei. Ich war ganz fertig: um 22 Uhr fuhr mein Zug in Lauda ab nach Nürnberg, und ich musste am Morgen wieder in Nürnberg zum Dienst erscheinen.

Der Lokomotivführer beruhigte mich und sagte zu mir: „Ich fahre Sie in der Lokomotive bis Lauda, Sie müssen nur etwas Kohle schippen in der Lokomotive.“ Und so war es dann auch. In Lauda lagen viele Soldaten in der Wartehalle, die alle auf den Zug nach Nürnberg warteten. Die sagten mir auch, dass ich im Gesicht so schwarz sei wie ein Schornsteinfeger - alles von meiner Lokomotivfahrt.

Zum Dienst in unserer Stellung kam ich zwar etwas zu spät, wurde aber gleich zu zwei Stunden Wache eingeteilt. Es hatte viel Schnee und war sehr kalt. Das Essen mussten wir immer in Behältern auf einem

Karren holen, das ging abwechselnd. Die Leute in unmittelbarer Nähe von unserer Stellung bedauerten uns oft, weil wir uns so abschnitten mussten durch Schnee und Kalte. Aber das alles war nicht so schlimm wie feindlichen Flieger.

Bei dieser Kälte im Freien - sicher auch vom Wachestehen - hatte ich mir die Füße erfroren, die Wunde war offen. So musste ich ins Lazarett, das hieß zu Fuß durch ganz Nürnberg - überall Trümmer - bis raus zum Parteitagsgelände „Dutzendeich“. Dort war das Lazarett. Der Chefarzt befahl mir Bettruhe und behandelte die Wunden. Doch ich bat den Arzt, mich wieder zu meinen Kameradinnen in die Stellung zu lassen - und nach etwa fünf Tagen durfte ich das auch. Ich nahm meine sieben Sachen - den Bettteppich musste ich auch wieder mitnehmen – und machte ich auf den weiten Weg in Richtung Stadt, natürlich wieder zu Fuß.

Da, als ich mitten in der Stadt war, heulte die Sirene, und schon hörte man auch das gleichmäßige Brummen der feindlichen Flieger. Die Menschen rannten alle von der Straße, und ich rannte schnell in eine Kirche am Wegesrand. Schon fing es an zu krachen, ganz furchtbar, ich kauerte in eine Ecke unter dem Glockenturm und schon klirrten die Fenster - ich war mutterseelenallein in der Kirche und hatte furchtbare Angst, dass mich die nächste Bombe trifft. Ich hielt mit beiden Händen meine Erkennungsmarke, dachte an Eltern und Geschwister und betete um den Schutz Gottes. Es waren ganz unvergesslich schwere Minuten. Ich dachte auch daran, ob sie mich wohl finden, wenn mir was passiert.

Wie lange dieser Angriff ging, kann ich nicht mehr sagen, aber es waren lange Minuten. Draußen war ringsum Großbrand. Hinter den noch stehen gebliebenen Häuserfassaden brannte es lichterloh, Männer schrien: „Geh weg! Vorsicht, Zeitzünder!“ Es war wie ein Wunder, wenn man da heil durchkam.

Gegen Abend kam ich in unsere Stellung. Es lebten noch alle, und wir freuten uns, dass wir es wieder überstanden hatten. Gegen 20 Uhr ging die Barackentüre auf, und herein kam Leo, ganz rußverschmiert im Gesicht. Er wollte mich abholen und war ebenfalls in der Stadt in diesen Großangriff geraten. In der Stadt war es nach dem Angriff noch eingesetzt worden, Verletzte zu bergen und erste Hilfe zu leisten.

Leo hatte alle Papiere zum Heiraten und war auch schon auf unserer Batteriebefehlsstelle wegen meines Heiratsurlaubs gewesen. Ich packte meinen Rucksack und Reisetasche und los ging's - noch einmal durch die brennende Stadt. Meine Papiere waren gerichtet, ich bekam zwei Tage weniger Urlaub wie Leo! Nur ein schmaler Pfad führte durch die von Trümmern bedeckten Straßen, und dieser war voller Gefahren, denn immer wieder stürzte so eine Häuserfassade brennend und donnernd zusammen.

Mehr als eine Stunde ging es, bis wir etwas außer Gefahr waren, und wir wollten doch mit dem Zug in Richtung Heimat fahren. Wir trafen andere Soldaten, die auch mit dem Zug weiter wollten. Da erfuhren wir, dass ab Fürth ein Transport per LKW oder per Bahn weitergehe. Zwei Soldaten hatten irgendwo her

einen Karren für ihr Gepäck geschnappt, da durfte ich mich darauf setzen. Darüber war ich sehr froh, denn ich war ziemlich am Ende meiner Kraft.

Etwa um Mitternacht waren wir in Fürth. Da war ein Gedränge am Zug: Soldaten, Frauen und Kinder, alle wollten mit. Wir hatten auch Glück. Ich war ja auch Soldat in Uniform. Meine offizielle Bezeichnung hieß: „Flakhelferin“. So fuhr der Zug in der Nacht in Richtung Westen über Ansbach. Es war ja überall Verdunkelung wegen der feindlichen Flieger. Ich weiß nur noch, dass der Zug nur noch nachts fuhr. Am Tag konnten wir stückweise mit Militärlastern fahren. Manchmal mussten wir aber auch zu Fuß gehen - mit dem Gepäck.

Am Morgen des 23./24. Februar 1945 erreichten wir Pforzheim. Da war gerade der schwerste Fliegerangriff auf die Stadt vorüber, durch den rund 20 000 Menschen ums Leben kamen, und wir fuhren in die noch brennende Stadt. Viele Menschen wurden versorgt, verwundete Zivilisten und Soldaten. Es gab heißen Tee zu trinken, die Becher wurden herumgereicht, alle hatten großen Durst. Die Einheimischen, die eben ihre Wohnungen und alles verloren hatten, wurden nun auf Lastwagen abtransportiert. Kinder weinten, Verletzte stöhnten, alle halfen einander, so gut es nur ging. Wir mussten uns einen Weg bahnen mit anderen.

Es hieß, es stünden außerhalb der Stadt Lastwagen für den Weitertransport bereit. Wir suchten uns durch und fanden einen LKW, der in Richtung Rastatt fuhr und nun völlig überladen doch endlich der Heimat entgegen fuhr. In Rastatt - wir fuhren gerade zu einer Brücke über die Murg - heulten die Sirenen. Da kamen Tiefflieger und beschossen uns mit Bordwaffen. Alle sprangen vom LKW und krabbelten auf allen Vieren unter Bäume oder hinter Mauerreste. Aus meinem Rucksack rollte meine runde „Fliegerschokolade“ hinab in die Murg, sie war für mich die letzte Essensreserve. Die Murgbrücke wurde durch die Tiefflieger beschädigt, ein Soldat, der vorher mit uns auf dem LKW gesessen hatte, wurde tödlich getroffen.

So nahe der Heimat waren wir noch mal solchen Gefahren ausgesetzt. Die meisten Einwohner von Rastatt waren aus der zum Teil zerstörten Stadt evakuiert. Die Westfront im Elsass war zu dieser Zeit bereits gefährlich nahe gerückt, und wir beide wollten heim um zu heiraten. Darüber hatten wir beiden Heiratswilligen unterwegs nicht einmal gesprochen, es ging ums Heimkommen und ums Überleben.

Mit vielen Unterbrechungen kamen wir auf Lastautos nach Offenburg, Lahr und schließlich erreichte wird den nördlichen Ortseingang unseres Ziels: Altdorf. Während der Fahrt musste immer ein Mann vorne auf dem Kühler oder auf dem Trittbrett beim Kotflügel nach Tiefflieger Ausschau halten, man nannte diesen Mann den „Lucki-lucki“. Leo hatte den Posten übernommen, es war zwar kalt und windig, aber er wollte es wegen der Sicherheit.

Wir waren von Mittwochnacht ab Nürnberg bis am Freitagabend unterwegs – so lange hat diese abenteuerliche Fahrt gedauert. Daheim war großes Überraschungsgeschrei. Die wussten ja nicht, ob und wann wir kommen. Telefone standen privat nicht mehr zur Verfügung. Wir beide wussten aber auch nicht, ob alle noch am Leben sind: Unser Altdorf war ja nun in Frontnähe Richtung Westen gerückt, und gerade an jenem Tag hatte die französische Artillerie vom Elsass rüber geschossen auf das Ettenheimer Forstamt - keinerlei militärischer Punkt, aber das Forsthaus hatte nach Westen im Mauerwerk ein Loch.

Jetzt daheim: riesige Freude des Wiedersehens, alle weinten und alle wollten wissen, wann Hochzeit ist - Kriegstrauung! Auf dem Rathaus und in der Kirche natürlich. Meine Reaktion war kurz und bündig: „Ich muss nach diesen anstrengenden Tagen zuerst mal schlafen. Ich bin jetzt so froh, dass ich daheim bin und Brot zu essen habe!“ Leo ging zu Fuß weiter zu seiner Familie. Nach dem Essen durfte ich nach langer, langer Zeit in einem richtigen Bett schlafen. Ich fühlte mich wie im Himmel...

Im Laufe des nächsten Morgen sollte Leo kommen, um die Hochzeit anzumelden - beim Pfarrer und auf dem Rathaus, aber der Bräutigam kam nicht. Da kam jemand von seiner Familie und meldete, dass er über 40° Fieber hat und im Bett liege. Er hatte sich bei der Heimfahrt im Offenen doch erkältet, es war ja kalt und windig.

Daheim wurde schon feste für das Hochzeitsfest geschafft. Eine Sau war schon vorher geschlachtet worden, und Gretle machte das schöne Hochzeitskleid fertig. Den Stoff hatte Gretle mit Lebensmittel eingehandelt. Alles lief auf Hochtouren, nur Leo lag noch krank im Bett daheim in Ettenheim. Aber es ging noch alles gut. Am 28. Februar 1945, kurz vor Kriegsende, stieg unser Hochzeitsfest.

Die Friseurin kam am Morgen, ein wunderschönes Hochzeitskleid hatte meine Schwester "zurechtgezimmert" (sie war gelernte Damenschneiderin). Es hatte ein Kreuz aus Myrte als Schmuck und einen kostbaren langen Schleier mit Kranz - alles hatte meine Schwester schon vorher besorgt. Mein Leo kam mit seiner Familie und brachte mir einen Hochzeitsstrauß mit echtem weißen Flieder - und das Ende Februar, wo in keinem Treibhaus Blumen gezüchtet werden konnten. Der Flieder war extra gezüchtet worden für ein "Prominentenpaar" – auch eine Kriegstrauung, aber der Bräutigam hatte wegen der misslichen Kriegslage keinen Urlaub bekommen.

Wir gingen zuerst zum Rathaus zur standesamtlichen Trauung. Da wurde noch groß von "Volk und Führer und Soldateneid" gesprochen. Allen war es klar, dass das Ende des Krieges bevorstand, nur konnte man es sich einfach noch nicht vorstellen wie. Es war ein wunderschöner Tag, die Sonne schien schon, als unser einzig gebliebenes Glöckle uns zur Kirche rief. Die Kirche war fast voll. In einem Dorf kennt man ja jeden, da nimmt man Anteil an Freud und Leid. Die Trauung und die Messe waren musikalisch schön umrahmt, aber ich war so aufgeregt, dass ich nicht beten und nicht singen konnte. Nach der Brautmesse standen alle vor der Kirche zum Gratulieren, Leo in seiner schmucken Uniform mit vielen Orden und Ehrenzeichen dekoriert.

Das Festessen gab es daheim bei meinen Eltern. Es wurde geboten, was man auftischen konnte. Ich selbst konnte vor Aufregung nicht viel essen. Am Nachmittag fuhren wir in einer Chaise zweispännig zum Fotografen nach Ettenheim. Überall riefen sie uns Glückwünsche zu. Darüber freuten wir uns so sehr.

Für unsern Hochzeitsurlaub hatte uns meine Schwester ihre Wohnung in Altdorf in der Schmieheimerstraße zur Verfügung gestellt. Schon am ersten Morgen nach der Hochzeit kamen Tiefflieger und bombardierten bei der „Holzi“ das Kesselhaus. Gegen 11 Uhr kam meine jüngere Schwester mit einem Brief von der Einheit an der Ostfront, bei der einer der beiden Schwager eingesetzt war. Sie hatte schon drei Wochen kein Lebenszeichen von ihrem Mann. Meine Schwester erwartete ihr zweites Kind.

Wir ahnten nichts Gutes, und so war es auch. Der Brief enthielt die Mitteilung, dass der Feldwebel Robert Bliß seit drei Wochen bei der Einheit als vermisst gilt. Das geschah bei den Rückzugsgefechten in Russland (er blieb auch vermisst bis heute). Was so eine Nachricht an Leid bei einer jungen Frau und ihrer ganzen Familie ausgelöst hat, kann man sich kaum vorstellen. Der Krieg war wieder harte Wirklichkeit - schon einen Tag nach der Hochzeit.

Leo hatte noch sechs Tage Urlaub, aber ich sollte ja schon wieder nach Nürnberg. In der Zwischenzeit hatte sich die Lage des Krieges schon sehr zugespitzt, und bei klarem Verstand wusste man, dass es bald zu Ende sein wird. Ich wurde krank, bekam von einem auf den andern Tag Stimmbänderlähmung und meine erfrorenen Beine brachen wieder auf. Ich musste zum Arzt nach Ettenheim. Der schickte mich ins Notlazarett, das in Ettenheim in der damaligen Gewerbeschule eingerichtet war. Der Arzt bescheinigte, dass es mir unmöglich sei, in diesem Zustand zur Truppe nach Nürnberg zurückzugehen, und verordnete zwei Wochen verlängerten Heimaturlaub.

Leo musste sich nach seinem Lazarettaufenthalt und Hochzeitsurlaub beim Luftwaffenkommando in Friedrichshafen am Bodensee zu weiterem Einsatz melden. Bei Nacht fuhr ein Zug ab Orschweier in Richtung Offenburg. Ich begleitete ihn mit dem Fahrrad. Den Rucksack mit seinen Sachen hatten wir auf dem Fahrrad. Ich weiß noch gut, dass wir kaum miteinander sprechen konnten. Jeder von uns wusste, dass wir einen schweren Abschied hatten mit einem ungewissen Wiedersehen.

Ich höre heute noch das Kreischen des Zuges beim Halt, Leo stieg ein mit Rucksack. und schon setzte sich der Zug in Bewegung und war schnell in der Nacht verschwunden. Ich stand lange still da, und alleine machte ich mich mitten in der Nacht auf den Heimweg. Ich hatte ja noch zwei Wochen „Genesungsurlaub“.

Die Front rückte immer näher und mein Vater sagte zu mir: „Du gehst mir nicht mehr fort. Wenn die zwei Wochen vorbei sind, holst Du noch mal Verlängerung“. Inzwischen war das Lazarett in Ettenheim verlegt, und ich musste mich noch mal im Kinzigtal bei Biberach melden bei einem Amtsarzt für Soldaten. Der

hatte mit mir ein Einsehen und gab mir noch einmal Verlängerung. Meine Stimmbänderlähmung war noch nicht besser. Ich musste noch eine Bestätigung von unserm NSDAP-Ortsgruppenleiter beschaffen und dies alles nach Nürnberg schicken: Ob diese Post überhaupt einmal ankam, das bezweifle ich.

In der Zwischenzeit ging doch schon alles drunter und drüber. Vater hörte im kleinen Volksempfänger immer wieder Radio Beromünster, und da erfuhr er immer, wo der „Feind“ im Land schon Fuß gefasst hatte, oh je - wie wird es uns ergehen!

An den beiden wichtigsten Ortseingängen wurden „Panzersperren“ mit riesigen Baumstämmen über die ganze Straßenbreite gebaut. In den Hohlwegen errichtete man Schutzunterstände. Wir alle hatten große Angst vor diesen Jagdbombern, die ganz schnell da waren, sich mit unheimlichem Ton in die Tiefe stürzten und ihre Bomben auf ihr Ziel abwarfen. Die Tiefflieger beschossen auch eine der Panzersperren im Dorf, wo dann zwei Häuser abbrannten. Da beschlossen wir, heimlich nachts die Panzersperren zu öffnen, damit diese Ziele für die Tiefflieger nicht mehr interessant waren. Mit großen Anstrengungen schafften wir das in der Nacht. Man musste Angst haben vor den „Parteibonzen“, denn die glaubten immer noch an ein Wunder, an einen Sieg.

Wir im „Vorderdorf“ in Richtung Ettenheim hatten Glück, in der Nachbarschaft einen bombensicheren Keller zu haben, der einer Brauerei als „Eiskeller“ diente. Da hatte man auch behelfsmäßige Nachtlager eingerichtet. Hier suchten auch unsere Eltern Schutz, ebenso meine beiden Schwestern mit ihren 3/4jährigen und einjährigen Kindern - es waren Buben. Die hielten sich schon die Ohren zu, wenn die Tiefflieger kamen. Wenn sich Gefahr anzeigte, waren wir so 18 bis 20 Personen in diesem Keller.

Von Soldaten, die sich von der Front „absetzen“ hörten wir, dass Offenburg schon besetzt sei von französischen Truppen, hauptsächlich von marokkanischen Soldaten. Und vor diesen hatte man einfach Angst. Wir rechneten mit der Besetzung am nächsten Tag. Am Abend machten wir nochmals ein kräftiges Nachtessen, wir wussten ja nicht, was wir am nächsten Tag alles überstehen müssen. Weil alles so ruhig war, konnten wir auch gut schlafen. Am Morgen machten wir uns schon früh fertig, packten wichtige Papiere, Kleider und Proviant ein und gingen mit den andern in den Eiskeller.

Unser Vater war der älteste Mann der „Kellerbesatzung“. Er bekam eine weiße Windel und sollte damit die kampflöse Übergabe signalisieren, wenn der Feind kommt. Wir Jüngere wollten uns informieren, wie's draußen läuft. Da waren noch deutsche Soldaten, die uns berichteten, dass von der Landstraße her - heute die B 3 - die Panzer schon eingefahren seien. Die Soldaten setzten sich in südöstlicher Richtung zu Fuß mit ihren Gewehren ab. Wir rannten schnell auf die Anhöhe, sahen auch die Panzer gemächlich und ohne jeden Widerstand auf der B 3 in Richtung Süden fahren - und nach Altdorf und Ettenheim abbiegen.

Es fiel kein Schuss. Das war schon beruhigend. Gegenüber dem Eiskeller war ein Schopf, und darin waren noch für die „Nahverteidigung“ „Panzerfäuste“ gelagert. Die wurden Gott sei Dank kurz vorher von

den deutschen Soldaten noch auf ein Fuhrwerk geladen und abtransportiert. Es war alles sehr aufregend. Noch wussten wir nicht, was die „feindlichen Truppen“ mit uns anstellen. Nun kamen auch die ersten Besatzungstruppen, aber die schossen überhaupt nicht, weil sich ihnen ja niemand entgegenstellte.

Einige von uns standen draußen vor der Tür, die andern waren noch alle im Keller, aber die Doppeltüre stand offen - unser Vater mit der weißen Windel war zur Übergabe der „Kellerbesatzung“ bereit. Die französischen Soldaten, darunter auch „Marokkaner“, riefen sich für unverständliche Kommandos zu. Wir hatten natürlich furchtbare Angst, aber es geschah nichts. Zwei Soldaten schauten in den Keller, sie fragten nach Wehrmachtssoldaten, aber das konnten wir ja bestätigen, dass nur Zivilisten im Keller Schutz gesucht hatten. Die französischen Soldaten schossen auch in die Luft, und es fuhren Militärlaster mit Truppen durch den Ort.

Vom „Unterdorf“ kam jemand und sagte uns, dass die Besatzer den Kindern Schokolade verteilt hatten, das mäßigte unsere Angst. Ein Teil von uns hatte Mut - ich war auch dabei - und wir sahen von dort, dass viele Fahrzeuge auf der jetzigen B 3 fuhren in Richtung Ringsheim und Ettenheim fuhren, ohne dass auf sie geschossen wurde.

Die „Besatzungsangst“ legte sich etwas, aber wir wussten ja noch nicht, wie alles weitergeht. Wir hatten in jener Zeit einen jungen Pfarrer, er stammte von St. Märgen im Schwarzwald. Er konnte Französisch und stellte sich, als die Besatzer ins Dorf einrückten, ihnen mutig mit einem weißen Tuch entgegen und gab den ersten französischen Soldaten in ihrer Sprache zu verstehen, dass das Dorf keinerlei Widerstand leiste. Mit diesem Mut hat der junge Pfarrer Hog viel erreicht, er stellte sich auch immer zur Verfügung, wenn es etwas zwischen der Gemeinde und den „Besatzern“ zu verhandeln gab.

Wir waren in deren Augen die nun endgültig besiegten Deutschen, die doch alle bedingungslos dem „Verbrecher“, ihrem Führer Adolf Hitler, treu Folge geleistet hatten. Sie hatten ja keine Ahnung, wie schwer und gefährlich es war, in diesem „Dritten Reich“ gegen den Strom zu schwimmen. Die ganze Gemeindeverwaltung wurde abgesetzt, das waren ihrer Ansicht nach ja alle „Nazis“, treue Diener der Machthaber.

Die Kommandantur der französischen Truppe war in Ettenheim im jetzigen Haus „Bliß“ an der Ecke Luisenstraße untergebracht. Von dort aus kamen alle Befehle, denen wir streng gehorchen mussten. Ab 6 Uhr abends war Sperrstunde, in Ausnahmefällen musste man sich auf der Kommandantur einen Passagierschein holen. Mit dem örtlichen Pfarrer hatten die Franzosen gute Verbindung, und der sollte auch Männer bestimmen, die keine Nazi-Vergangenheit hatten und die fähig waren, die Gemeindearbeit, die ja auch unbedingt wieder funktionieren sollte, zu übernehmen. Mein Vater musste auch oft in den Abendstunden und manchmal auch über Nacht Wache auf dem Rathaus halten und sich zur Verfügung stellen, wenn Befehle der französischen Kommandantur kamen und auch strikt durchgeführt werden mussten.

So mussten alle Radiogeräte abgeliefert werden, französische Soldaten wie „Marokkaner“ konnten in jedes Haus und zu jeder Zeit requirieren, was sie wollten - bei den Bauern ein Schwein, Eier, Brot oder kostbare Dinge. Man war rechtlos und konnte sich nicht wehren, wir alle waren ja die „Kriegsverlierer“. Wenn unser junger Pfarrer Hog wusste, dass wieder Franzosen ins Dorf kommen, um sich zu bereichern, gab er dies gleich überall bekannt, und man versteckte was man konnte.

Wir hatten daheim eine Sau im Bad versteckt, die viel zu fressen bekam, damit sie ja schneller schlachtreif wird. Da kamen drei Franzosen. Unsere Mutter musste ihnen Eier backen, die sie natürlich am Tisch auch gleich verzehrten. Wir alle schauten uns verängstigt an, denn hinter einer dünnen Wand war das Bad mit unserer versteckten Sau. Aber das Tier nebenan war ganz still und ruhig. Es wäre natürlich ein gefundenes Fressen für die „Besetzer“ gewesen, die als Sieger gerne in Saus und Braus lebten. Wir daheim mussten offiziell viel aus der Landwirtschaft abliefern, auf die Lebensmittelkarten gab es sehr wenig, das kaum zum Überleben reichte.

Allmählich gab es wieder eine Gemeindeverwaltung aus Männern, die sich zuvor immer gegen die Parolen des „Dritten Reiches“ gewehrt hatten und dadurch aber auch der Gefahr ausgesetzt waren. „Obernazis“ wurden abgeholt und in Lahr-Dinglingen in ein „Entnazifizierungslager“ gesteckt. Dort mussten sie schwer arbeiten und bekamen wenig zu essen. Ihre Familien bekamen keinerlei finanzielle Unterstützung.

Eigentlich waren alle arm, denn fürs Geld bekam man nichts. So fing der Tauschhandel im Kleinen und im Großen an. „Tausche Dachziegel gegen Kartoffel“ – „Tausche einen Herrenanzug, dunkel, Gr. für 1.80 m gegen etwas Essbares“. Es war nicht verboten, sich etwas zu beschaffen, nur musste man schauen, dass man damit nicht den französischen Soldaten in die Hände fiel.

Vergewaltigungen gab es bei uns in Altdorf nicht. Im nahen Ettenheim dagegen gab es drei Fälle, doch die Soldaten wurden von ihren Vorgesetzten schwer bestraft und versetzt.

Es war eine ganz arme Zeit, doch alle halfen einander, so gut es ging. Jeder hatte irgendetwas, womit er tauschen konnte - es konnten alle überleben, natürlich sehr bescheiden. Wir daheim hatten ja Landwirtschaft, da wurde manchem, der in Not war, geholfen. Alle waren froh, dass der Krieg vorbei war, doch es ging noch lange keine Post. Von den Brüdern und Schwägern wussten wir noch nicht, ob sie das Ende des Krieges lebend überstanden haben. Meine Schwester, deren Mann noch gegen Kriegsende als vermisst gemeldet worden war, bekam Ende Mai das erwartete Kind. Es war ein Bub.

Das war auch so ein kleines Abenteuer, bis wir zu Fuß - es gab ja kein Auto, nur die Franzosen hatten Autos — im Spital (Krankenhaus in der Stadt Ettenheim) angekommen waren. Die Wehen setzten erst gegen Abend ein - in der Zeit, in der das Ausgehverbot schon galt. Ich nahm den Koffer und marschierte mit der hochschwangeren Schwester nach Ettenheim. Wir mussten an der Kommandantur und am

Gymnasium mit der französischen Flagge und der doppelten Wache vorbei. Die beiden Männer kamen sofort auf uns zu mit einem Schrei: „Attention!“ Wir waren darauf gefasst, wir blieben stehen. Meine Schwester hatte dem „Umstand entsprechend“ den Mantel offen, und so konnte jeder schnell begreifen, um was es hier ging - auch die Wachsoldaten.

Ich rief ebenfalls ganz unerschrocken: „Attention! S' Baby kommt!“, und deutete mit einer weißen Windel auf den hochschwangeren Zustand meiner Schwester. Die beiden Soldaten traten sofort zur Seite und schrieten freundlich: „Toute de suite!“ und gaben für unser großes Unternehmen auch gleich den Weg frei! „Also das sind auch Menschen“, so dachte ich - und das hab' ich auch nicht vergessen.

Es war eine schwere Zeit für alle. Es gab keine Kindernahrung, doch meine Schwester konnte über ein ganzes Jahr voll stillen und konnte noch einem anderen Neugeborenen abgeben von ihrer Milch. Es war das Kind einer Mutter, die zwölf Jahre verheiratet war und noch kein Kind bekommen konnte. Das Kind wurde gerettet mit der von meiner Schwester für die ersten zwei bis drei Wochen abgegebenen Muttermilch.

Die Wochen gingen ins Land. Kurz nach Kriegsende marschierten immer wieder ehemalige deutsche Soldaten in Kolonnen von 200, 300 Mann auf der Landstraße - streng bewacht von den Franzosen. Sie kamen alle in französische Gefangenschaft. Wir standen an der Straße und verteilten den Soldaten im Durchgehen etwas Brot und zu trinken, so viel wir konnten. Die Franzosen schossen, um uns abzuschrecken in die Luft, aber es passierte nichts. Man hatte großes Mitgefühl mit den Gefangenen, die in eine ungewisse Zukunft marschierten.

Doch schlimmer war es für uns, von den Soldaten, die an der Ostfront eingesetzt waren, nichts zu hören. Doch durch Übermittlung erfuhren wir, dass zwei unserer Brüder den Krieg lebend überstanden hatten, einer war in amerikanischer Gefangenschaft in Andernach und Bitburg und der andere in englischer Gefangenschaft in Flensburg im Norden. Von unserm jüngsten Bruder bekamen wir durch einen Kameraden die traurige Nachricht, dass er seit einem Kampf am Plattensee in Ungarn vermisst werde. Es war am 25. März 1945 kurz vor Kriegsende. Wir konnten trotz eifriger Nachforschung nie mehr was erfahren. Er war 17 Jahre und 3 Monate alt, als er vermisst wurde. Wir fuhren zweimal in jene Gegend und konnten aber nichts finden.

Der andere Schwager kam an der ehemaligen Westfront nahe der holländischen Grenze in amerikanische Gefangenschaft. Es war ein Hungerlager mit unzähligen Gefangenen. Er wurde wegen Unterernährung - er war groß und wog doch nur noch 48 kg bei einem Normalgewicht von 70 kg - aus dem Lazarett entlassen und musste daheim „aufgepäppelt“ werden. Er kam für uns alle überraschend heim, Post und Telefon gab es für uns noch nicht.

Von meinem Leo hatte ich lange nichts mehr gehört. Er musste sich nach der Hochzeit in Friedrichshafen melden. Von dort bekam ich die letzte Nachricht. Im September - wir saßen daheim beim Abendvesper - kam ein Altdorfer, der in Offenburg bei der Bahn auf der Strecke arbeitete. Er hatte bei den Arbeiten einen Zettel gefunden, den Leo an mich geschrieben hatte, um mir mitzuteilen, dass er mit anderen über Offenburg in Güterzügen nach Frankreich als Gefangene transportiert werde. Er kam im Zug von Hall in Tirol zu diesem Transport. Er schrieb, dass er gesund sei.

Was diese Nachricht an Freude auslöste, kann heute schier keiner mehr nachvollziehen. Zuerst kam er nach Grenoble und dann Richtung Atlantik westlich von Paris. Seine Adresse hieß P.G. Nr. 1367541 DEPOT DES P.G. A. Nr. 402 - THOREE-LES-PINS, SARTHE - FRANCE. Einmal durfte er schreiben: Kriegsgefangenenpost auf vorgedruckten Briefpapier und das einmal im Monat. Das Briefpapier für meine Antwort hing daran, das musste ich dann abtrennen. Die Zeilen waren punktiert vorgedruckt. Leo machte zwischen jede Zeile noch eine Hilfszeile mit Bleistift, so konnte er doppelt soviel schreiben - alles in ganz kleiner Druckschrift.

Diese Gefangenenbriefe habe ich alle als „Dokumente“ aufbewahrt. Ich habe gerade einen vor mir liegen, es war der 150. vom 12. Oktober 1947. Er hat alle nummeriert, damit wir eine Kontrolle hatten, dass auch alle angekommen sind. Leo hatte in der Schule bis zum Kriegsabitur als hauptsächliche Fremdsprache Französisch, so konnte er sich mit den Franzosen gut verständigen. Er lernte auch viel dazu, und so konnte er viel für die Gefangenen bei der Lagerleitung erreichen. Mit der Zeit klappte auch alles in den größeren Gefangenenlagern organisatorisch besser, auch mit der Tagesverpflegung, aber die Sehnsucht nach so langer Zeit in Gefangenschaft war bei allen sehr groß.

Es wurde im Lager eine Theater-Gruppe gebildet, da ja auch Berufsschauspieler unter den Gefangenen waren. So war das Leben doch nicht mehr so eintönig. Leo konnte auch die Dolmetscherprüfung vor einer Prüfungskommission ablegen. Er schrieb auch schöne und interessante Gedichte, die schön gesammelt in einem Buch verewigt sind. Die christlichen Kirchen in den USA und sogar aus der Schweiz spendeten Bücher und Bibeln für die Gefangenen.

So langsam wurde auch in Betrieben wieder damit angefangen zu produzieren, aber alles lief nur ganz schleppend. Es konnte ja kein Material beschafft werden, das Geld hatte keinen Wert mehr, und dennoch hatten alle viel Mut und große Hoffnung, dass es bald besser wird. In schwierigen Situationen halfen alle einander, und es ging dann immer wieder.

In den Schulen hatte nach längerer Zeit der Unterricht begonnen. Es fehlten viele Lehrer, und so wurde auch bald mit der Ausbildung von Lehrern begonnen. Viele wurden nach der Heimkehr zuerst noch „entnazifiziert“, bevor sie wieder Lehrer sein durften. Die Schüler freuten sich, dass sie wieder etwas lernen durften. Manche Lehrer mussten noch monatelang auf ihre Einstellung warten.

Leo hatte im Gefangenenlager eine verantwortungsvolle Arbeit bekommen. In einem Extrazelt wurde ein Kirchenraum eingerichtet. Ein Priester, ebenfalls ein Gefangener, wurde eingesetzt für die „seelische Betreuung“. Dieser Priester und Leo wurden gute Freunde und halfen, wo sie nur konnten. Mit der Zeit durfte Leo auch mehr Briefe an mich schreiben, meine Briefe für die Rückantwort waren sehr rationiert. Ein Cousin - er war Druckereibesitzer und war ebenfalls in französischer Gefangenschaft - druckte mir blaue Geschäftsumschläge. Die leeren Umschläge bekam er von den „Ettenheimer Franzosen“, die ihm immer wieder kleinere Aufträge gaben. Diese blauen Umschläge bedruckte er in großer Zahl mit der Anschrift und das richtig geschäftsmäßig in der Anordnung - von diesem Tage an konnte ich schreiben, soviel ich wollte. Das funktionierte, das gedruckte Wort hatte damals noch seine Wirkung - es war kaum zu glauben. Einen dieser gedruckten blauen Briefe habe ich bis heute aufbewahrt.

Im November 1947 wurde Leo aus der Gefangenschaft entlassen. In Tuttlingen war die Entlassungsdienststelle für das französisch besetzte Gebiet. Von dort erhielt ich Post, dass er am kommenden Sonntag am frühen Morgen mit dem Zug in Orschweier ankommt. Und so war es auch. Mit dem Fahrrad war ich am Morgen kurz vor 7 Uhr am Bahnhof, und da stieg der so ersehnte entlassene Kriegsgefangene aus! Ich konnte es kaum glauben, dass das alle Wirklichkeit war.

Leo war durch Krieg und Gefangenschaft geprägt. Er war ein tiefgläubiger, zufriedener und fröhlicher Mensch. Er wurde Lehrer und Schulleiter, 34 Jahre erteilte er auch Religionsunterricht und meinte: „Der Glaube ist wie ein Seil, an dem Du Dich festhalten kannst“. Wir bekamen drei wohlgeratene Söhne und bauten uns ein kleines Haus.

Liesel Duffner